



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1935

12 (1935)

Bergsmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 12

Dezember 1935

53. Jahrgang

Advent

Willst du noch länger draußen steh'n,
Gesegneter des Herrn?
Ich fühle deinen Atem weh'n
Und weiß, du bist nicht fern.

Die Pforten sind weit aufgetan
Für dich, du werter Gast.
Sieh meine Niedrigkeit nicht an
Und halte bei mir Rast!

Mein brennend Herz verlangt nach dir,
Um ganz sich dir zu weih'n.
Herr Jesu, komm, kehr' ein bei mir,
Wohn' in mir du allein!

Schließ aus die Welt, schließ alles aus,
Was mich von dir noch trennt,
Und mach mein Herz zum Gotteshaus
Bis an mein selig End'!

Advent

Ein Wort trostreichen Sehns: „Advent!“ Eine Stimme erwachender Freude. Advent! Ankunft Christi, des allen ersehnten Retters. Ankunft kündigt sie uns, die Adventszeit. Schüchtern zuerst, dann immer lauter und feierlicher! So bricht auch das Morgenlicht an . . . nach langer, drückender Nacht, das Aufflackern des Tages läßt neue Hoffnungen keimen.

Sei willkommen Heiland in der Adventszeit! Dich grüßen alle Schuld-beladenen, Leidgedrückten aus den Abgründen irdischen Elends.

In der Ferne, über Jahrhunderte hin, eilen dankbare Wünsche zum Weihnachtskind im Schoße der Jungfrau!

Und von Bethlehem fliegt der Sehnsuchtsgruß zum verborgenen Gott des Tabernakels, der noch heute Christi Ankunft erneuert und auch in den Stürmen der Gegenwart Weihnachtsfrieden und Seelenglück den Herzen zu geben vermag.

Eucharistischer Jesus, Dir gilt mein Adventsruf, Dir huldice meine Ad-ventsarbeit!

Einst, am Ende der Tage, kommt der Weltenrichter; das Gotteslamm-chen, der sakramentale Pelikan, wird zum „Löwen vom Stamme Juda.“ (Geh. Offb. 5, 5.)

Vergänglichkeit, Armseligkeit sollen hinweggenommen werden, der letzte Tag der „Erlösung“ naht sich unserer Erde. Auch dich, gerechter Lenker aller Geschehe rufe ich, und mit den Worten, die Johannes am Schluß der hl. Schriften geschrieben hat, rufe ich nach Dir: „O komm, Herr Jesus, komm!“ (Geh. Offb. 22, 20.) —

Alles Erdenhafte liegt in Adventsstimmung . . . Aus den Bränden des Wahns und der Beschränkung ringt sich millionenmal der Schrei nach einer besseren Zukunft.



Weihnachten

Diese Nacht wollte Christus „durch seine Ankunft weihen.“ (Röm. Mar-thyrologium vom 24. Dez.) Dieser Tag ist hochgeweiht; denn es ist der erste, den das neugeborene Gotteskind unter uns Menschen lebte.

Weihhevolle Stunden an der armen Stätte der ersten Weihnachtsfreude, wo die Engel Licht und Lieder brachten! — Andachtsvolle Christfeier an den Altären des eucharistischen Heilands. Kerzenglanz und Orgelklang, freudiger Schmuck und frohes Singen hallen zusammen, um den wahren Emmanuel in seliger Nähe zu grüßen! —

Weihnacht mahnt alle Christen, sich selbst dem Erlöser zu weihen, die Erlösung anzunehmen, aus der Gottesweihe über das Menschengeschlecht gegeben wird. Nichts nützt uns, daß der Heiland geboren, wenn unser Leben nicht die Christnachtsweihe versteht.

Du Freund des göttlichen Kindes, du Gast am hl. Mahle, laß wahre Weihestimmung wie Weihrauch im Herzen brennen! Laß sie glühen und den Duft christlicher Tugend verbreiten, wenn auch längst schon die fried-volle Weihnachtszeit mit den trauten Krippenbildern wieder vorüber ist!



Weihnachtsfeier inmitten der Schwarzen

Weihnachten — eine Freudenzeit auch für unsere Negerchristen — ja selbst für die Heiden. Reges Leben macht sich auf der ganzen Missionsstation bemerkbar. Die in der Ferne wohnenden Katechisten stellen sich vollzählig mit ihren Schülern am heiligen Abend ein, und jauchzend gesellt sich die muntere Schar zu den andern. Die Schullofale sind überfüllt. Kein Auge will sich schließen vor Mitternacht. Nach dem Abendessen ist die Bescherung der Missionszöglinge, und manches schüchterne Heidenkind steht sehnsüchtig in der Ecke und möchte nun auch gerne ein Christenkind sein. — Im Schulzimmer steht ein Riesenchristbaum; Lehrer und Schüler, darunter graubärtige Männer und runzelige Mütterchen, haben natürlich den Vorzug. Die Schwester setzt sich ans Harmonium und bald schallt aus allen Kehlen und in den Zungen aller anwesenden Stämme ein feierliches: „Stille Nacht, heilige Nacht“; ihm folgen verschiedene Weihnachtslieder. Um 11 Uhr fallen Böllerschüsse, um die hehre Weihnachtsfeier einzuleiten. Nun kennt das Rufen und Jubeln der Schwarzen kein Ende. Ihre Begeisterung ist geradezu rührend. Alles stürmt in die Kirche. Männer und Frauen kommen mit der ganzen Nachkommenschaft. Die Kleinsten oft zu zweien am Rücken der Mutter, die Großen unter Aufsicht des Vaters. Alles ist neu gekleidet; denn am Christfest muß jedes nach innen und außen ein anderer Mensch sein. Selbst ganz laue Christen, die 2—3 Tage weit entfernt zwischen den Heiden wohnen, kommen zu Weihnachten neu ausgestattet zur Christmette. Im heiligen Bußsakrament reinigen sie ihre Herzen; die Beichtstühle sind belagert und — nebenbei gesagt — kommen die Mütter auch dahin mit ihren kleinen Trabanten auf den Schultern. Doch vor der heiligen Kommunion werden diese abgenommen. Da bringen oft mehrere Mütter auf einmal der Schwester alle ihre Kinder und sie dürfte wohl dreißig Arme haben, sie zu empfangen. Einige Minuten nach der heiligen Kommunion nehmen sie dann ihre Sprößlinge wieder auf die Schulter. Nach der heiligen Messe bleiben noch viele fast bis zum Morgengrauen in der Kirche. Nach dem Gottesdienst geht es zur Krippe. Die Schwestern haben geschenkte Wachsfiguren gekleidet und von Papier den Stall von Bethlehem und Felsen und Wege gemacht. Das müssen alle aus der Umgebung sehen. „O Mama, mache es schön, das Haus unseres Großen!“ rufen die Schwarzen, die mit Bier ankamen, das sie in Töpfen und Kürbisflaschen trugen, um es den Missionskindern zu Weihnachten zu schenken.

Um 9 Uhr ist Hochamt und da versammelt sich wieder die ganze Christengemeinde, Männer und Frauen abgesondert. Nach der kirchlichen Feier wird Fleisch verteilt. Manche legen in heiliger Einfalt ihre Gaben auf den Altar. Dann gehen vorerst die Frauen heim, um das Essen zu bereiten. Die Männer lassen noch Lieder erschallen; denn sie erweisen sich mit Vorliebe musikalisch, in der Weihnachtszeit jedoch mehr als sonst. Gegen 12 Uhr mittags ist wieder alles still auf der Station. Die Schwestern beschäftigen sich nun mit den eigenen Hauskindern. Da finden sie die schönsten Mußestunden in bunter Abwechslung von Weihnachtspielen und Aufführungen, wobei die Schwarzen ein eigenes Talent an den Tag legen.

Das sind Labor-Stunden für Missionare und Missionarinnen, in denen sie in Kirche und Haus im christlichen Negerdorf fern von der Heimat empfinden, wie wahr das Wort der Engel auf Bethlehems Fluren war: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Rorate-Lied

Nieder, Herr, die Himmel neige,
Beuge sie mit starker Hand,
Und zu uns hernieder steige
In dies trübe Erdenland.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

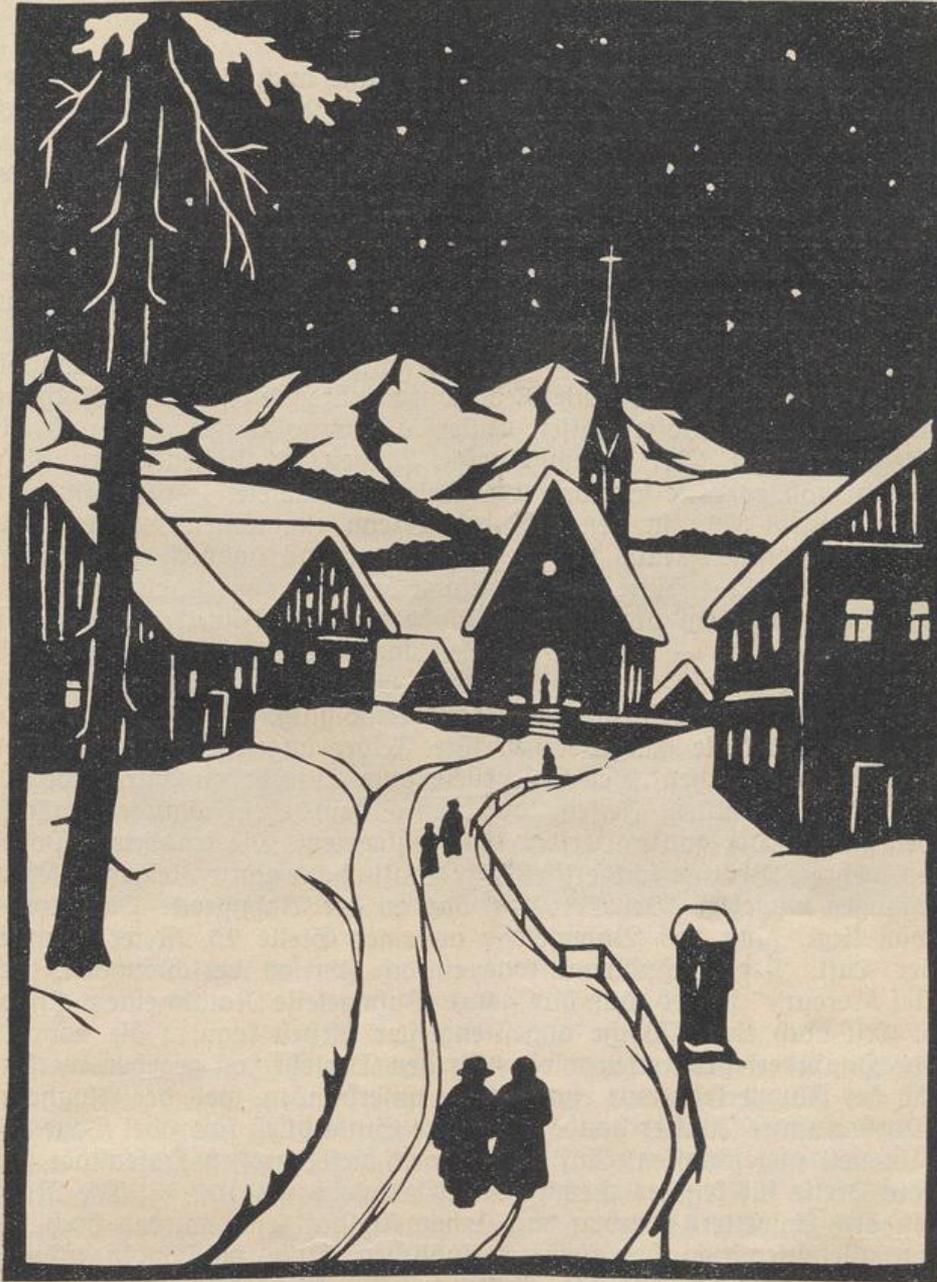
Aus dem Dunkel wir uns sehnen
Nach dem neuen Morgenschein,
Und in Trauer und in Tränen
Harren wir, o Heiland, dein.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Zeige dich am Himmelsbogen,
Schöner Stern aus Jakobs Haus!
Wolken, kommt heraufgezogen,
Regnet uns den Tröster aus.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Und du, Erde, laß sich's regen
In des Jesse altem Stamm!
Vater, send' den alten Segen,
Send' das königliche Lamm!
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Komm, Ersehnter, Auserkornert,
Komm, du starker Davidssohn,
Du vor Engeln Erstgeborner,
Steig auf deiner Väter Thron.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Komm zu trösten, komm zu retten,
Schlag das schwere Joch entzwei,
Lös die Bande, brich die Ketten,
Daß Gott wieder bei uns sei.
Komme, komme,
Heil'ger Christ, o komme!



H. Röcher

Gang zum Korate-Umt



Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten

Am Mikrophon: P. Otto Heberling R.M.M.

Schweres Unwetter in Natal: Südafrika hatte auch dieses Jahr wieder sehr unter der Ungunst der Witterung zu leiden. Als nach der langen regenlosen Zeit am 11. Juni gegen Abend endlich ein leichter Regen einsetzte, freute man sich allgemein und dankte Gott dafür. Doch allmählich wurden die Regentropfen immer größer, strömten die Wassermassen immer dichter vom wolkenstürmigen Himmel, der seine Schleusen weit geöffnet hatte. Eingeborenen und Europäern wurde es ganz unheimlich zumute. Fast 3 Tage hielt der wolkenbruchartige Regen an. Der Schaden war sehr groß. Die südafrikanischen Tageszeitungen brachten spaltenlange Berichte über das ungewöhnliche Ereignis. — Bei Bellair, unweit von Mariannhill, war ein Personenzug, der nach Maritzburg fahren wollte, die Böschung hinabgestürzt. Die Wassermassen hatten die Erde aufgeweicht und die Geleise unterwühlt. Bei diesem Unglück fanden 20 Reisende den Tod. Außerdem gab es viele Schwer- und Leichtverwundete. — Bei Durban, wo der Umgeni-Fluß in den indischen Ozean einmündet, wurden viele Hütten von indischen Kulis hinweggeschwemmt und dadurch 2000 Menschen obdachlos. Eine Hütte wurde mitsamt den Bewohnern, einem Mann, einer Frau und einem dreijährigem Kinde von den Fluten weggetragen. Alle drei ertranken. — Auch sehr viele Eingeborene kamen im Hochwasser um. Ebenso wurde eine große Menge Groß- und Kleinvieh von den wilden Wassern fortgerissen und ertrank elendiglich. — Viele Hügelabhängungen, auf denen die Eingeborenen ihre Felder angelegt hatten, wurden vollständig abgewaschen. Der bearbeitete gute Ackerboden wurde weggeschwemmt, die nackten Felsen, auf denen kein Grasshälmchen wächst, blieben zurück. Der ganze Verkehr war lahmgelegt. Die empörten Wogen hatten mehrere Brücken fortgerissen. Der Sturm hatte ganze Reihen Telegraphenstangen umgelegt. Bei Escombe, das an der Bahnstrecke Pinetown—Durban liegt, hing das Bahngeleise an einer Stelle 25 Meter förmlich in der Luft. Der Bahndamm war einfach spurlos verschwunden. Der „Natal Mercury“ schrieb, daß das ganze Bahngeleise Natal's einem Chaos gleich. Erst nach einer Woche angestrengtester Arbeit konnten die notwendigsten Hauptverkehrsstrecken wieder für den Verkehr frei gegeben werden. Selbst der Flugverkehr war einige Tage unterbunden, weil der Flughafen bei Durban unter Wasser stand. Die ganze Stadt blieb fast zwei Tage von der Umwelt abgeschlossen. Auf dem Markt dieser großen Hafenstadt stiegen die Preise für frisches Gemüse und Eier gleich um 100 %. Die Nachwehen des Unwetters werden noch lange fühlbar sein, wurden doch unzählige Gemüsegärten der fleißigen indischen Kulis vollständig ruiniert. Auch einige Hotels an der Küste erlitten schweren Schaden. Bei Isipingo, einer Bahnstation südlich von Durban, stand das Hotel „Island“ ganz im Wasser. Ein Boot holte nachmittags die Gäste aufs feste Land. Dabei fuhr es im Hotel zur Hintertür hinein und ging im Speisesaal vor Anker. Die Hotelverwaltung hatte für 250 englische Pfund (ungefähr 5000 R.M.) Bauholz gekauft. Dieses wurde restlos in den indischen Ozean hineingespült. — Den Bewohnern Natal's, Eingeborenen, Europäern und Indiern, wird dieses Unwetter mit seinen verheerenden Folgen noch lange in Erinnerung bleiben. —

Die Missionsstation Kevelaer erhält ein „Gnadenbild“: Wie im Mariannahiller Rundfunk schon früher berichtet wurde, soll die Missionsstation Kevelaer im apostolischen Vikariate Mariannahill eine neue, größere Kirche erhalten. Schritte zum Bau der Kirche sind eingeleitet. Dem Hochw. P. Vitalis Fug RMM., einem Schweizer Mariannahiller und früheren Rektor und Missionar von Kevelaer, ist es nach eifrigen Bemühungen nun gelungen, das Schwesternbild, also ein vollständiges Gleichbild des Gnadenbildes von Kevelaer zu erlangen. Dieses ist das zweite Bild, das damals mit dem jetzigen Gnadenbild von Kevelaer aus Luxemburg nach



Ein Feiertag auf einem Missions-Außenposten
Photo: Mariannahiller Mission

Deutschland kam und sich bisher, hoch in Ehren gehalten, in Privatbesitz befand. Die großherzigen Besitzer ließen sich durch die Bitten des oben genannten Missionars bewegen, das Bild der Missionsstation Kevelaer in der Mariannahiller Mission zu überlassen. Eine edle Wohltäterin der Mariannahiller Mission ließ dann das Bild genau nach dem Gnadenbild in Kevelaer kunstvoll fassen, damit auch das afrikanische Kevelaer sein „Gnadenbild“ erhalte. — Möge diesem Bilde und der „Trösterin der Betrübten“ auch in Südafrika eine so große Liebe und Verehrung entgegengebracht werden, wie dem Gnadenbild und der Himmelsmutter in Kevelaer in Deutschland. Und möge die „Trösterin der Betrübten“ auf ihre treuen Verehrer im fernen Südafrika mit derselben Liebe und Huld herabblicken wie an der weltberühmten, vielbesuchten Gnadenstätte am Niederrhein!



Zeige uns dein Reich!

24.

Das große Diesseits- und Jenseitsziel liegt also offen vor unsern Augen. Gott und sein Reich immer klarer erkennen, unwandelbar und treu lieben! Gott und seinem Reiche lebenslänglich dienen und als ewiger Lohn Gott und sein ganzes Reich für immer besitzen und vollkommen genießen!

Würde der Einzelne und die Gesellschaft diese einfache Wahrheit im Auge behalten und folgerichtig darnach leben und handeln, so wäre die Lösung der verwickelten Gegenwartsfragen bereits gefunden. Mensch und Volk hätte eine ehrenvolle, allseitsbefriedigende Aufgabe. Keiner könnte den andern hindern, verdrängen, beneiden, angreifen. Alle reichten sich die Hand zu dem einen, gleichen, gemeinsamen Zweck und Werk! Jeder trüge willig und freudig seinen Teil zum Ganzen bei. Eine wunderbare Interessengemeinschaft wäre geschaffen für alle Stände und Völker.

Indem der Mensch und die Gesellschaft nicht bloß für das kurze, enge Diesseits, sondern vor allem für das endlose, unermessliche Jenseits geschaffen und bestimmt ist, müssen sie notwendig und an erster Stelle damit rechnen, darnach ihre Pläne, Wege, Entschlüsse und Handlungen einzurichten. Tun sie es nicht, so stören sie nicht bloß die Harmonie, sondern sie machen das Wohl und Gedeihen des Einzelnen und der Masse einfach unmöglich. Sie stürzen die Urordnung, verlieren den Boden unter den Füßen und die Sterne über dem Haupt. Die allgemeine Unordnung hat allgemeinen Zerfall, immerwährende Segnerschaft, ewigen Unfrieden und Krieg zur Folge.

Die Weltgeschichte ist seit Kain und Abel der Beiwaise übervoll. Heilung und Rettung gibt es nur in der Befolgung der eben angedeuteten neunten und zehnten Katechismusantwort des Einen Reiches für Alle. In dem allgemeinen Anschluß an die eine Herde und den einen Hirten! Wenn diese große Erwartung einmal annähernd erfüllt wird und die Völker auf den gottgeschenkten gemeinsamen Vater hören, dann ist alles gewonnen. Das Gloria in Excelsis Deo vollendet den Frieden des guten Willens!

„Alles, was da ist und lebt — hat der Geist des Herrn verwebt
Ins e i n e, große Reich der Liebe, — daß Gott in allem alles bliebe!“

Der Reich-Christi-Lehrmeister St. Paulus.



Weihnachtsstimmung im Symbol des Lichtes

Von H. A. Kirsch, Berlin

Über das Dunkel der Tage und die Not des Lebens hinweg trägt der in seinem Schaffen und Wirken oft nur allzu sehr befangene Mensch doch immer die Sehnsucht nach jener seelischen Ruhe und jenem innerlichen Frieden mit sich, durch die unser Blick unwillkürlich himmelwärts gelenkt wird. Myriaden von aufgesteckten Sternenlichtern strahlen uns vom nächst-



Elektrische Girlanden mit schwebenden Lichtkreuzen geben dem Straßenbild in den Städten Dänemarks ein echt weihnachtliches Gepräge

Photo: H. A. Kirsch, Berlin

lichen Firmament entgegen. In diesem überwältigenden Anblick nehmen wir kindergläubig das eindrucksvolle Bild der Schöpfung auf, aus dem die Allmacht eines gütigen Gottes spricht.

Aber auch sonst überlassen wir uns gerne dem geheimnisvollen Zauber des Lichtes, das in seinen tausendfältigen Formen eine eigenartige Entspannung und zuversichtlichere Stimmung in die raue Wirklichkeit des Lebens bringt. Dieses Gefühl wird umso lebendiger, wenn im Laufe des Jahres jene hohen und höchsten Feste in absehbare Nähe rücken, deren ursprünglichster Sinn nicht nur an eine tiefere Beschaulichkeit erinnert, sondern ebenso hoffnungsfreudige Empfindungen in uns auslöst.

Auch dabei ist es wiederum das Licht, das durch seine symbolische Bedeutung die schönsten Geheimnisse unserer Glaubenswahrheiten zum Bewußtsein bringt. Das kommt nirgends überzeugender zum Ausdruck, als in den Tagen der heiligen Weihnachtszeit, in denen sich alles darauf vorbereitet, um dieses eigentliche „Fest des Lichtes und des Friedens“

würdig zu begehen. Wenn wir je von einem Lichtwunder sprechen wollten, dann brauchen wir nur in die verklärten Kinderaugen sehen, die uns unter dem Lichterglanz des Christbaumes in die glückliche Unschuldswelt der eigenen Kindheit versetzen.

Der Weihnachtsbaum behielt als Symbol des wiederkehrenden Lichtes seine tiefere Bedeutung für jeden gläubigen Christenmenschen, dem die vor zwei Jahrtausenden über Bethlehems Fluren verkündete Friedensbotschaft von der Menschwerdung des göttlichen Heilandes immer wieder zum seelischen Erlebnis wird. Die Weihnachtsfeier unter dem lichtergeschmückten Tannenbaum ist in den letzten Jahrhunderten durch heilig gehaltene Überlieferung zum Kulturgut für jede deutsche Familie geworden. Der Gedanke einer wahren Volksgemeinschaft erhält damit im christlichen Sinne seine wertvollste Note; denn das Weihnachtsfest ist auf alle germanischen Länder übergegangen und bringt uns selbst in engste Verbundenheit mit den vielen Millionen von Auslandsdeutschen, die sich in aller Welt auch zu den christlich geheiligten Bräuchen ihrer Heimat bekennen und mit dem symbolhaften Lichterbaum die schönsten, unvergeßlichsten Erinnerungen aufleben lassen.

„Lichtblicke“ sind uns im eigentlichen, wie im übertragenen Sinne zum Bedürfnis geworden. Die magische Anziehungskraft des natürlichen oder künstlichen Lichtes zieht jeden empfänglichen Menschen in ihren Bann; sie läßt unserer Umwelt so manches Gute und Schöne abgewinnen, wenn wir diese erst „im richtigen Licht“ sehen und betrachten.

Das gilt ganz besonders im verständnisvollen Miterleben der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit. Schon während des Advents sind es die aus Tannenzweigen geflochtenen Adventskränze, die mit ihren vier Lichtern wohl als ursprüngliche Vorläufer des Christbaumes zu gelten haben und überall, wo dieser schöne Brauch heute noch geübt wird, eine unverkennbare weihnachtliche Vorfreude in den Alltag bringen.

Festliches Leuchten dringt um diese Zeit aus unseren Gotteshäusern, in denen sehnsuchtsvolle Lieder aus Kindermund zum Himmel emporsteigen, bis mit dem Einläuten der heiligen Weihnacht durch tausende von Glockenstimmen, die Altäre und Kirchenschiffe in feierlichster Illumination erstrahlen.

Wie der lichtergeschmückte Tannenbaum im Kreise der Familie bei jung und alt eine echte Weihnachtsstimmung auslöst, so hält hier die überwältigende Lichtflut Herz und Sinn der in Andacht versammelten Gläubigen gefangen, um das große Geschehen der Welterlösung in der heiligen Handlung des Priesters mitzuerleben.

Symbolhaft leuchtet der Stern von Bethlehem über uns Erdenpilgern an diesem Feste des Lichtes für alle, die sich ein Kindesherz bewahrt haben und die Sitten und Bräuche der Weihnachtszeit mit tief religiösem Empfinden zu deuten wissen.

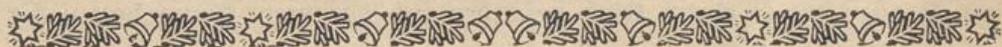


Werbt für das Vergißmeinnicht!





Auch die von der deutschen Reichsbahn auf den Bahnsteigen aufgestellten
Christbäume erwecken bei den Fahrgästen das Gefühl weihnachtlicher Vorfreude
Photo: S. U. Kirisch, Berlin



Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

V.

Noch immer trug uns die „*Asaramo*“ an der Westküste Afrikas entlang. Es ging weiter südwärts; dem Kap der guten Hoffnung entgegen. Am 11. Januar näherten wir uns in aller Frühe der Walfischbay. Der dumpfe, schaurige Ton des „Nebelhornes“ hatte schon einige Stunden vor dem Einlaufen des Dampfers in die Bay alle Reisenden aus dem Schlafe aufgeschreckt. Die langgezogenen Warnungsrufe hallten dräuend über die nebelbeschiverten Meereswogen. Das fortgesetzte: Hu — u — u — uh! Hu — u — u — uh! hallte wie verhaltenes Weherufen von der Küste der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika wider. Noch konnte man das Land nicht sehen. Auch Swakopmund blieb noch unsichtbar. Der dichte Nebel verhüllte alles. Es war so, als ob dieses Deutschland geraubte Land vor den vorüberziehenden Söhnen und Töchtern in Trauer und Weh sein Antlitz verhüllen müßte. —

Unsere „*Asaramo*“ ging, da am Anlegedamm noch gearbeitet wurde, mitten in der Bay vor Anker. Bald kamen die üblichen Boote mit dem Hafentarzt, den verschiedenen Beamten, Agenten und Hafenarbeitern herbeigefahren. Die Europäer interessierten mich aber nicht allzu viel. Ich beobachtete in erster Linie die schwarzen Arbeiter mit scharfen Augen. — Das waren also echte Südwestafrikaner! Lauter stramme, lebhaft, fleißige Burschen! Lachend, singend und plaudernd verrichteten sie ihre nicht leichte Arbeit. Einer der Männer sprach fließend deutsch. Andere konnten sich ganz gut in der deutschen Sprache verständlich machen. Es war höchst interessant sich mit diesen Südwestafrikanern ein wenig zu unterhalten. Unter anderem fragten sie uns, wenn die Deutschen wieder nach Südwest zurückkehren würden. Leider konnten wir den Fragestellern keine befriedigende Antwort geben. Hätten wir doch wenigstens sagen können: Bald! — Aber — — Doch, vielleicht kommt einmal die Zeit und der Tag, wo deutsche Missionare den fragenden Eingeborenen von Südwestafrika das „Bald“, das wir schon gerne gesprochen hätten, zurufen können. —

Im Verlaufe unseres zweitägigen Aufenthaltes in Walfischbay kamen auch viele deutsche Südwester auf die „*Asaramo*“. Die einen holten Verwandte oder Bekannte ab, die andern hatte die Sehnsucht nach einem Glas guten deutschen Bieres auf unser Schiff gelockt. Auch ein deutscher Oblaten-Pater, der als Missionar in Walfischbay tätig ist und ein deutscher Missionsbruder fanden sich als Besucher ein. Sie wollten sehen, ob deutsche Missionare an Bord seien. Als sie gleich so viele Landsleute vorfanden, war die Freude überaus groß. Der Pater erzählte uns in louniger Art und Weise von seinen Erlebnissen, berichtete über seine Erfolge und Enttäuschungen. Wir überbrachten den beiden Missionaren die Grüße der deutschen Heimat und erzählten ihnen von den neuesten Ereignissen in unserem Vaterlande. Nur allzu schnell verflog da die Zeit. Es mußte wieder geschieden sein. — Zwei Stunden bevor die „*Asaramo*“ erneut in See stach, stiegen noch einmal neue Reisende zu. Darunter befanden sich über 30 Schwarze. Es waren meist Männer und Burschen. Doch auch vier Frauen mit je einem Kind befanden sich darunter. Kaum hatten die

schwarzen Frauen, die auf dem Schiffe weilenden Missionschwwestern erblickt, da gingen sie auch schon freudig auf dieselben zu und begrüßten sie herzlich und zutraulich. Diese christlichen Eingeborenen-Frauen, denn solche waren es, sauber und einfach gekleidet, benahmen sich tatsächlich anständiger als sich im Verlaufe der Seereise einige europäische „Damen“ aus der großen Welt benommen hatten. — Die neuen Fahrgäste waren zum größten Teile aus dem Innern Südwestafrikas gekommen. Eine europäische Gesellschaft hatte sie zur Arbeit auf den Diamantensfeldern bei Lüderitzbucht angeworben.



Inneres eines Missionskirchleins
Photo: Mariannhiller Mission

Nach sechs Uhr abends lief die „Usaramo“ aus der Walfischbaj. Für die Schwarzen wurde auf dem Vorderdeck ein Zelt aufgeschlagen; denn es wurde auf hoher See empfindlich kühl. Die Leute zitterten wie Espenlaub. Und seefest waren die meisten auch nicht. Ich bedauerte sie sehr. —

Kurz vor der Einfahrt in die Lüderitzbucht setzte uns eine kräftige Brise ziemlich zu. Doch die Situation wurde bei weitem nicht so kritisch, wie im Golf von Biskaya und an der spanischen Küste entlang, wo es ganz schlimm gewesen war. Gegen sechs Uhr abends hatte sich die seetüchtige „Usaramo“ glücklich bis in die schützende Bucht durchgekämpft und ging neben einem Schwesternschiff der Woermann-Linie, der stolzen „Tanganjika“, die sich auf der Heimreise befand, vor Anker. Das war in der Tat ein herrlicher Anblick in der schönen, felsenumsäumten Bucht zwei so große deutsche Schiffe nebeneinander liegen zu sehen. — Am nächsten Morgen und auch noch am übernächsten Tage wurde das Städtchen Lüderitzbucht besichtigt. Überall stießen wir noch auf Marksteine und Wahrzeichen der deutschen Vergangenheit. Im Rathaus hingen sogar noch im größten Saale wie einst, da noch der deutsche Nar über Südwest-Afrika

freiste, das Bild eines Lüderitz, des Gründers von Deutsch-Südwest und die Bilder der Kaiser Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. Wir sahen es und staunten über die Weitherzigkeit der südafrikanischen Mandatsregierung. — Drei volle Tage währte unser Aufenthalt in der ehemals deutschen Lüderitzbucht. Da hatten wir Zeit, unseren Gedanken freien Lauf zu lassen und Erwägungen über das Kolonialproblem anzustellen. Sturm-erprobte Möven, die in den die Bucht umsäumenden Felsenriffen zu Tausenden nisteten, umflogen schreiend die „Usaramo“. Mir fiel der Kyffhäuser und seine Sage ein und mein Herz erfüllte die frohe Hoffnung, daß die Möven von Lüderitzbucht dort einmal wieder um den deutschen Flaggenmast kreisen und mit der Nationalflagge des Reiches freudig im Winde flattern werden. — Das Ausladen in Lüderitzbucht ging nur sehr langsam vonstatten. Die Schwarzen, so sagte man uns, arbeiten dort viel lieber auf den Diamantefeldern als am Hafen, weil sie als Diamantensucher mehr verdienen. Dazu hatte die „Usaramo“ für Lüderitzbucht noch die meiste Fracht. Aberdies mußte auch noch ein Anker ausgewechselt werden. Es fehlte also keineswegs an Gelegenheit, Geduld und nochmals Geduld zu üben. Einem Schiffsoffizier, der die Verladearbeiten zu überwachen hatte, ging die ganze Sache auch zu langsam voran. Plötzlich fing er in energischem Soldatenton auf die Schwarzen zu schimpfen an. Sie sollten kräftiger zugreifen und sich beeilen, meinte er. Da war der Offizier aber an die falsche Adresse geraten. Der schwarze Vorarbeiter, der auch fließend deutsch sprach, war nicht auf den Mund gefallen. Nein, er öffnete ihn zur Gegenrede und sprach: „Den schwarzen Arbeitern hat hier niemand etwas zu sagen oder zu befehlen, als nur ich allein!“ — Klugerweise schwieg der Schiffsoffizier; denn sonst hätte das Ausladen wahrscheinlich noch viel länger gedauert. Die Eingeborenen-Arbeiter waren etwas erbozt darüber, weil sie am Abend zuvor mehrere Stunden über die übliche Zeit hatten arbeiten müssen. Das Abendessen hätten sie auf dem Schiff bekommen sollen. Sie erhielten es ja auch, aber für einen Afrikaner-Magen viel zu wenig. Denn etwas Zwieback mit Tee war den Schwerarbeitern einfach zu leicht und zu wenig hungerstillend. Aus diesem Grunde mußten sie sich einfach etwas schonen. Wahrscheinlich hätten in diesem Falle manche andere Menschen ebenso gehandelt wie die „faulen“ Afrikaner in Lüderitzbucht. — Ja, Wilhelm Weber hatte tatsächlich recht, als er schrieb:

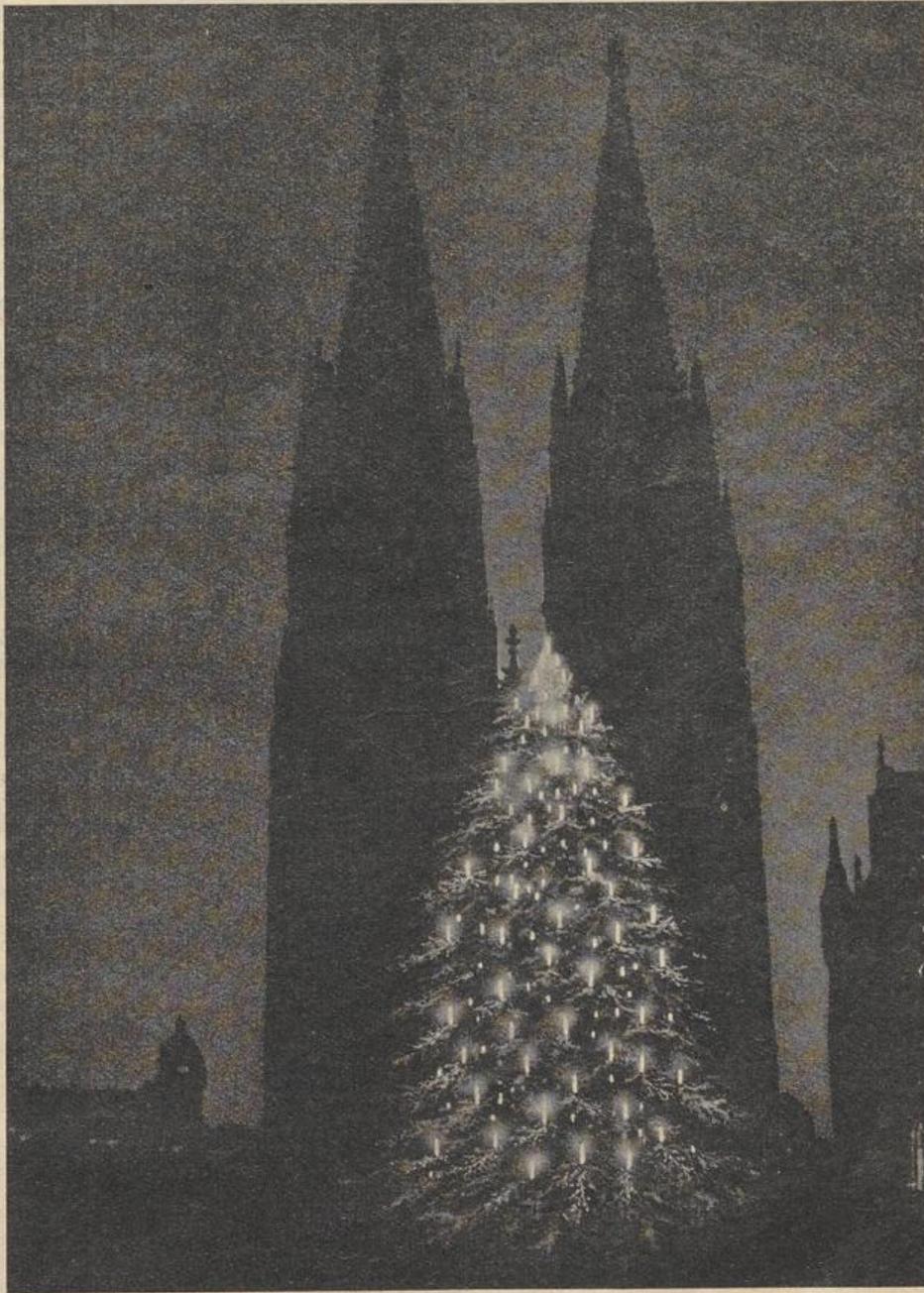
Menschen sind die Menschenkinder
 Aller Zeiten, aller Zonen,
 Ob sie unter Birkenbüschen,
 Ob sie unter Palmen wohnen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Christentum ist eine Religion, die nach dem Willen ihres göttlichen Stifters für alle Menschen verkündet ist und die daher auch allen Menschen verkündet werden muß. Das Christentum ist die göttliche Offenbarungsreligion und die Missionsreligion.





Der symbolhafte Christbaum vor der im Hintergrund
aufragenden Riesenilhouette des Kölner Doms

Photo: H. U. Kirsch, Berlin



Altes Weihnachtslied

Gelobet seist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geworden bist
Von einer Jungfrau rein und klar,
Des freuet sich der Engel Schar.

Des ewigen Vaters einig' Kind
Jetzt man in der Krippen find',
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig' Gut.

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt Marien in dem Schoß;
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.

Auf Erden ist er kommen arm,
Damit er unser sich erbarm,
Und in dem Himmel machet reich
Und seinen lieben Engeln gleich.

Gelobet sei der Engel Schar,
Die auch bei der Geburt war
Und sang dem kleinen Kinde Lob
Auf Erden und im Himmel drob.

Nun bitten wir gar herzlich,
Daß du uns wollest gnädiglich
An Leib und Seel' gar wohl bewahren,
Wann wir aus diesem Elend fahren.

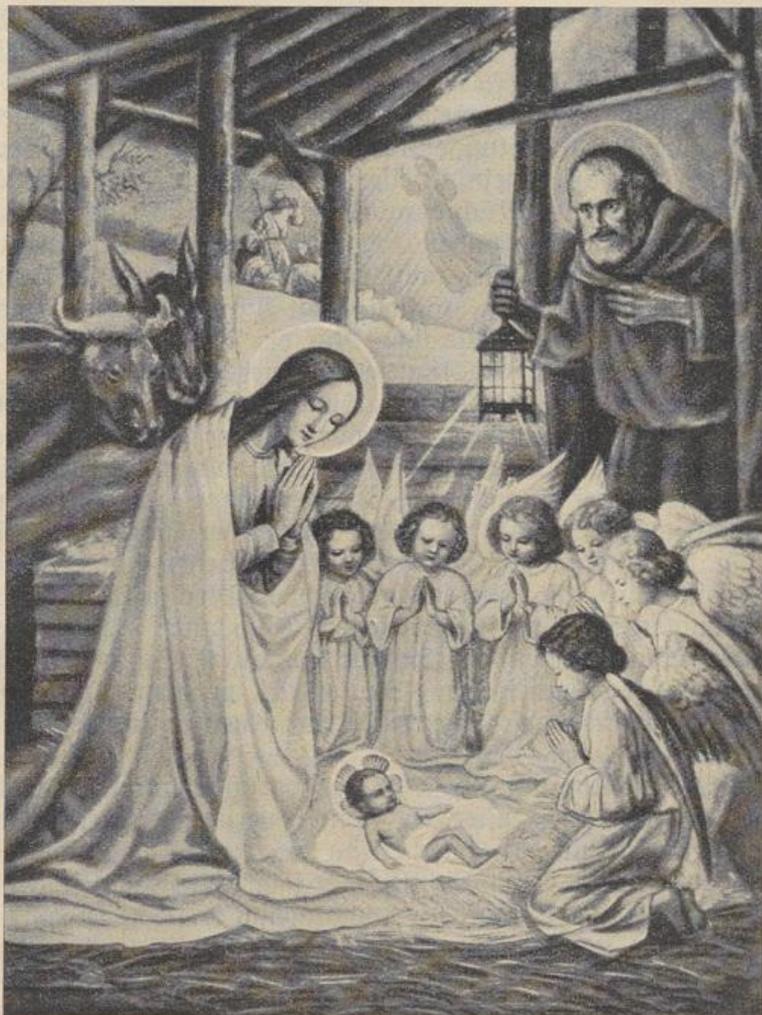


Photo: Kühlen, W. Gladbach

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende
Weihnachtszeit!

St. Peter in Afrika

Gegen Mittag kommen wir an den Rand des Gebirgswalles. Alles wird abgeladen, ein kleiner Imbiß genommen und die Wagen fahren sogleich wieder zurück. Ich stehe mit zwei kleinen Zulus an der Böschung und warte auf die Träger aus den in den Bergen zerstreut liegenden Kraals. Dort unten in der Ferne bezeichnen Strohhaufen den Bauplatz. Dort wird für einige Wochen meine Arbeitsstätte sein. Die Eingeborenenhütten sind eine halbe Stunde und mehr entfernt. Die Verhältnisse sind darin derart, daß es ein Weißer kaum eine Nacht aushält. Hier werde ich aber an die 30 Nächte zubringen müssen. Heute noch will und muß ich mir eine Nothütte bauen . . . Endlich erscheinen einige der vielen versprochenen Träger. Sie müssen Türen, Fenster und Proviant an den Bestimmungsort schaffen. Schon neigt sich die Sonne zum Untergange bis wir an Ort und Stelle sind. Nur ein Boy steht mir zu Diensten. Silends stelle ich neben der künftigen Peterskirche eine der fertigen Türen mit Rahmen auf. Es ist der Eingang zu meiner Bauhütte und Wohnung. Der Tür gegenüber auf zwei Meter Raum die verpackten Fenster aufgeschichtet, schnell mit Stecken verbunden und mit Stroh bekleidet stellen die drei Wände meiner Behausung dar. Diese mißt also nur ein Meter in der Breite und zwei Meter in der Länge. Die Höhe wird von der Tür bestimmt, sodas ich eben aufrecht stehen kann. Der Heinzelmannchenpalast wird mit einer mitgebrachten Blechtafel gedeckt und — nach Sonnenuntergang kann ich einziehen! Daß durch die dünnen Stroh-wände kalter Wind, Eidechsen, Frösche und auch Schlangen eindringen können, muß ich eben mit in den Baukontrakt nehmen. Darin steht noch vieles, was zur Missionsgeschichte gehört und einen ergrauten Südafrikaner nicht mehr stört. —

Sankt Peter in Miniatur hat also eine verschließbare Tür aber keine Glasscheibe trotz der 12 Fenster, die ja noch verpackt übereinander lagern. Bei Nacht stecke ich mir ein Kerzchen an bis der Wind es ausbläht. Bei Tag muß eben die offene Tür Lichtspender sein. Im Raum sind die Werkzeuge, Proviant, einige Schlafdecken und meine Kleider. Wenn ich dabei bin, ist St. Peter voll besetzt. Welch ein Fortschritt am ersten Abend schon! Aber jetzt hat man Hunger und Durst, doch weder Küche noch Wurst sind da. Mein Boy holt aus der 5 Minuten entfernten Quelle bestes Kneipp-Element. Ich packe Brot, Käse und Butter nebst einigen Früchten aus. Das ist unser kaltes Supper in der empfindlich kühlen Abendluft und mein tägliches Dinner. Dann sucht mein Zulugehilfe den nächsten Kraal als Nachtherberge auf. Ich bin auf einem Bündel Stroh bald der schlafende Wächter des Hauses, nachdem ich als Abendandacht die ersten Gebete der künftigen Missionsstation verrichtet hatte. Es waren wohl seit der Erschaffung der Welt die allerersten Paternoster und Ave Maria an dieser so einsamen Stelle.

Ein Oktobermorgen im südafrikanischen Frühling! Lange vor Tagesanbruch weckte mich das ungewohnte Stroh-bündel aus dem oft unterbrochenen Schlummer. Heute wird es Ernst mit dem Anfang: Abgrenzung des Platzes und Abstecken der Missionskapelle. Noch in dunklen Nebelschleiern suche ich den künftigen Standort des Altares auf. Er soll durch ein kräftiges Morgengebet eingeweiht werden. Ora et labora sind des Missionars Lebensaufgabe. Mit Gott fang an, — so ist alles wohlgetan. St. Petrus wird das Seinige folgen lassen. . . .

Nach diesen Vorbereitungen erscheint mit Sonnenaufgang mein Boy aus der Kraalnachbarschaft. Das Frühstück ist bald erledigt: Brot mit einigen kalten Zutaten und frisches Quellwasser. Nun voran mit Schnur und Bandmaß, Winkel und Zollstab! Die Linien von St. Peter werden festgelegt. Allmählich wird es lebendig auf dem stillen Bauplatz. Die Schwarzen sollen ja das viele Holz von der fernen Höhe herbeitragen. Das ist Sache der Frauen und erwachsenen Mädchen, die schwere Kopflasten gewohnt sind. Männer und Burschen werden am Bau benötigt. Kinder bringen die leichten Stecken zur Stelle. Wenn alles klappt, kann in einigen Tagen alles da sein. Leider kommen nicht die Hälfte der erwarteten Leute. Eifrige Christen leben in der Gegend erst wenige und alle anderen nehmen sich gemütlich Zeit. Beim Schwarzen eilt es nie und ohne Bezahlung will selten einer die Hand anlegen. So verging hier weit über eine Woche, bis das Baumaterial am Orte war. Inzwischen gehe ich selbst mit meinem Boy und einem einzigen freiwilligen Helfer an die „Fundamente“ des Hauses. In das ziemlich harte Gestein müssen 20—30 Zoll tiefe Löcher gehauen und gemeißelt werden für jede der vielen Säulen, die ca. 10 Fuß lang und 6—9 Zoll dick sind. Diese Arbeit allein nimmt uns drei Mann eine volle Woche in Anspruch. Dann werden die Säulen nach Schnur und Wasserwaage eingesetzt und festgerammt. Für die Türen und Fenster müssen planmäßig genaue Zwischenmaße eingehalten werden. Auf die feststehenden runden Säulen kommt die Rundholzpfette zu liegen. Jedes Stück muß eigens angepaßt, eingelassen und festgenagelt, bezw. geschraubt werden. Ähnlich das Dachwerk, alles von Rundholz. Die Wattlestämme und Stangen hiesiger Gegend sind aber nichts weniger als kerzengerade. So bedeutet diese Arbeit großen Aufwand an Zeit und Mühe. Natürlich fehlen entsprechende Baugerüste und Mittel dazu. Mit primitiven Leitern muß gewöhnlich die Arbeit „in der Luft“ ausgeführt werden. Wenn der ungefähr rechtwinklich gezimmerte Dachstuhl steht, sind das ganze Dach, die Wände und Zwischenwände mit Wattlestecken zu benageln oder zu verflechtn. Alles das geschah hier eigenhändig mit einem Boy und einem freiwilligen Nothelfer. Einzig zum Dachstuhl-aufstellen ließen sich einige Leute herbei.

Die Größe solcher „Außenkapellen“ variiert zwischen 30—100 Fuß Länge und 18—30 Fuß Breite, bei einer Dachhöhe von 15—25 Fuß. Unser St. Peter erhielt mittleren Umfang und auf der Eingangsseite eine Blechveranda zum Schutz der Mauern. Nach etwa 15 strammen Arbeitstagen von Sonnenaufgang bis Untergang stand das Holzskelett fertig da. Nun kamen die Dachdecker an die Reihe. Gewöhnlich ein mit dieser Arbeit vertrauter Zulu mit zwei Handlangern. Einige andere Leute machen die 1000 faustdicken Strohbindel unten am Boden zurecht und der Decker näht sie mit afrikanischem Bindegarn, wie die Getreidemaschinen es gebrauchen, möglichst wasserdicht fest. Manche Eingeborene verstehen sich meisterhaft auf diese Arbeit um entsprechend guten Lohn. Die Strohschicht wird 6—9 Zoll dick und sauber „gestriegelt“ und abgekämmt. So ein neues Dach sieht wirklich ganz nett aus und hält Jahrzehnte jedem Wetter stand. Vor den Blechdächern hat es den großen Vorzug angenehmer Kühle im Sommer und Wärme im Winter. Regen und Hagel macht kein störendes Geräusch in der Kirche und Schule.

Haben Männer und Burschen das Strohdach fertig, dann fängt die Lehmarbeit der Weiber und Kinder an. Lehm und leichtere Erde wird auf einem Haufen mit Wasser übergossen und schmierfertig geknetet. Es be-



S. Kocher

Am Weihnachtsabend



ginnt das „Bombardieren“ der Wände, woran auch Männervolk zuweilen gern teilnimmt. In diesem Falle muß aber der Bauherr für große innere Anfeuchtung sorgen. Je mehr gefüllte Utshivala-Pots, desto eifriger wird das ganze Haus beworfen. Einige Tage nach dem ersten Anwurf folgt der zweite. Ist auch dieser trocken, kommt die glättende „Handpolitur“. Die Makosifazi (Hausfrauen) streicheln die Lehmwände so lange, bis der feine frische Überzug alle Risse deckt. Auf grade Linien kommt es ihnen aber keineswegs an. Wo Termiten in der Nähe ihre Hügel aufgetürmt haben, läßt sich für die Außenwände ein ausgezeichnetes, kittartiger Überzug herstellen, der auch starken Regengüssen lange standhält. Weiße, rote oder braune Erdbarten vollenden dann oft mit verschiedenen Linien und kleinen Malereien die Wände von Innen und Außen.

Bis St. Peter so weit kam, verging aber sehr lange Zeit.

Zu den genannten sieben Bauhindernissen kam noch ganz unerwartet ein sehr großer Hemmschuh. Der halbfertige Bau mußte fast zwei Jahre auf Vollendung warten und stille stehen. Inzwischen fiel im Winter so viel Schnee auf das etwas zu schwache Stangendach, daß es sich stark senkte. Eine doppelte Säulenreihe mußte sodann unterstellt werden, um den Bau für die Zukunft zu sichern. Von der Regierung und dem englischen Reverend kam endlich definitive Freigabe des Platzes.

Wir setzten die Türen und Fenster ein, bereiteten einen würdigen Raum für den Altar. Hinter demselben je ein Zimmerchen für den Missionar und den Lehrer. Auf die Bänke des Daches befestigte ich ein weißgestrichenes Kreuz. Nun konnte St. Petrus in sein neuestes Missionskirchlein einziehen — just drei Jahre nach Beginn des Baues. Das Innere und Äußere wurde mit frischem Grün und einigen Bildern und Fahnen geschmückt. Auf dem einfachen Notaltar stand ein schönes Altarkreuz und im Hintergrund die etwa meterhohe Statue des Kirchenpatrons, das Geschenk von Wohltätern. Es gab ein Fest wie diese einsame Gegend es noch nie gesehen. Von der Hauptstation kamen die beiden Missionare, mehrere Brüder und Missionsschwestern und die Lehrer mit ihrem munteren Scharen und vieles Volk. Aus der Location von drei Seiten heran von allen Bergen ringsum die Heiden, Evangelischen, Katechumenen und Neuchristen des Missionsbezirktes der Königin der Apostel. Zu festlichen Zusammenkünften hat das Bantuvolk immer Lust und Zeit, besonders, wenn einige Bissen inhama (Fleisch) und volle Utshivalakrüge in Aussicht stehen. Die Nichtchristen kommen natürlich auch aus Neugierde, um den Umfundisi der Amaroma (Missionar der römischen Katholiken) und ihren Gottesdienst zu sehen. Heute sahen alle zumal eine wirklich schöne Feier: Die Einweihung der St. Peterskirche, darin die erste hl. Messe mit Harmoniumspiel und Gesang, die Austeilung des weißen Brotes an die schwarzen Kommunikanten. Der letztere Anblick ergreift auch die Heiden gewöhnlich am meisten, indem sie sehen, daß auch ihre geringsten Stammesgenossen aus der Hand des festlich gekleideten weißen Priesters das gleiche hl. Brot erhalten.

Das Ganze ist für sie ein neues Schauspiel und der mächtige Eindruck wird für so manche zum Keime ihrer späteren Befehrung und Weg zur Taufe. Der sichtbaren Predigt folgt nun auch die hörbare in ihrer Zulu-sprache. Bei solchen Gelegenheiten bietet der Prediger sein Bestes auf die Herzen und Seelen der seltenen Versammlung einzuwirken. Wenn das Wetter es erlaubt, findet die Predigt im Freien statt. Hier geschah es auf dem „St. Petersplatz“ im prachtvollen Rahmen der Berge.

Nach der kirchlichen Feier kam auch der natürliche Mensch zu seinem Rechte durch leibliche Erquickung, Unterhaltung, Spiel und Gesang. Mit der sinkenden Sonne zog alles wieder der Heimat zu. In St. Peter aber fand von der Kirchweihe an jeden Monat hl. Messe mit Predigt und Katechese statt und mit den Jahren gehen viele durch diese Peterspforte zur wahren Kirche ein. — Das nächste Jahr baute ich unter etwas erleichterten Umständen unweit der Kapelle ein Schulhaus. Man pflanzte eine Hecke, legte ein Gärtchen und einen Friedhof an. Die St. Petrus Claverfodaltät schenkte ein Glöckchen, Paramente, Bücher und Bilder und die Leute ringsum gewannen das Stättchen recht lieb. Wenn das Ganze vollendet dasteht und der Himmel sichtlich Segen dazu spendet, fühlen sich die Erbauer für alle Opfer, Mühen und Arbeiten reichlich belohnt. Die 30—40 Tage und Nächte unter den geschilderten Verhältnissen leben, kampieren und bauen zu müssen, ist gar nicht so leicht, als es niedergeschrieben und gelesen wird. Wochenlang kein Feuer sehen und auch bei rauhem Wetter kalte Kost genießen, eine harte, zugige und finstere Lagerstätte, keine Unterhaltung, hingegen schwere und rauhe Arbeit mit ungeübten oder gar keinen Gehilfen, deren Sprache für Handwerksbegriffe keine Worte hat: das alles muß man selbst erfahren und mitgemacht haben mitten im unzivilisierten Lande der Heiden.

Für den Ordensmann kommt die monatelange Entbehrung der hl. Messe und Kommunion und jeder religiösen Auffrischung hinzu. Freilich ersetzt die Gnade Gottes diese geistigen Entbehrungen gar oft in anderer trostreicher Weise, weil jene Opfer im reinen Gehorsam und im Dienste der Mission gebracht werden. Die Miterbauer von Kirchen, Kapellen und Schulen haben überdies besonderen Anteil an allem Guten, was im Laufe der Jahre in den Missionsräumen geschieht. Nicht selten sind die Außenplätze der Anfang einer späteren großen Missionsstation und ihre Früchte und Segensfolgen können fortdauern bis ans Weltende. Möge St. Petrus alle seine weißen und schwarzen Schutzbefohlenen in besondere Hut nehmen, damit er ihnen allen einmal die Himmelstüre aufschließen kann.

o.



Marienlied aus fernem Süd

VIII.

Jedes wahre Kind Mariens
Grüßt den Tag des Vollerblühens
Seiner Mutter Herrlichkeit!

Jedem Diener des Gekreuzigten,
Allen Scharen der Versöhnten
Wird ihr Sieg zur Seligkeit.

Der Tag des Vollerblühens der Herrlichkeiten der hehren Gottesmutter Maria ist mit dem marianischen Zeitalter angebrochen. Manche verlegen den Anbruch dieses glorreichen Zeitalters auf die Jahre der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis und der Erscheinungen in Lourdes. Neuere Meinungen halten die dort eingeleitete Periode für eine

Vorbereitung auf das eigentliche Marienzeitalter, welches mit dem Jubiläumsjahre der Welterlösung begonnen habe. Jedenfalls mehren sich seit diesem Ereignisse die besonderen Kundgebungen der Mittlerin aller Gnaden an vielen Orten der Erde. Wenn die Not am größten wird, zeigt Maria, daß sie Mutter ist! Nächst Europa und Amerika erfreut sich auch Afrika zunehmender Hilfe. Die Berichte der Missionare aus vielen Teilen des Kontinentes melden hohe Zahlen von Eingeborenen und ganzen Stammesgruppen, die sich zum Eintritt in die wahre Kirche bereiten. Bei jeder einzelnen Seele, die den Weg vom Heidentume zum Christentum findet, ist Maria am Werke, wie erstaunliche Tatsachen bezeugen.

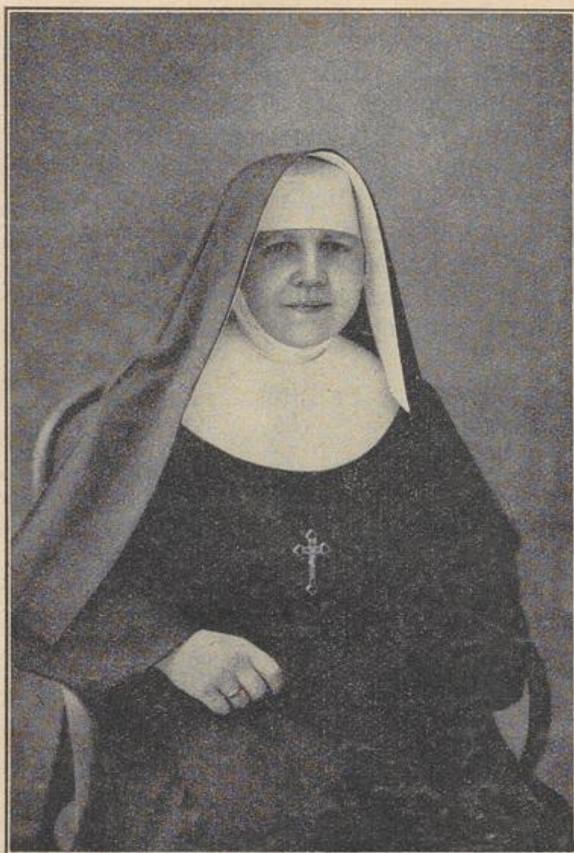


Missionschwestern vom kostbaren Blut feierten dieses Jahr ihr 50 jähriges Bestehen. Segründet wurden sie von Abt Franz Pfanner, dem Stifter der Mariannhiller

Photo: Mariannhiller Mission

Es kommen auch ihre Festtage zu Ehren. Der 15. August ist seit einigen Jahren in ganz Südafrika kirchlich gebotener Feiertag der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel. Der 8. Dezember wird an vielen Orten festlich begangen, namentlich in den der Unbefleckten Empfängnis geweihten Pro-Kathedralen und Missionskirchen. Eine große Zahl von Lourdesgrotten entstanden im Gebiete der südafrikanischen Union. Darunter manche von einzigartiger Schönheit im Schmucke tropischer Flora unter Palmen und Blütenfülle. Diese Grotten bilden dann alljährlich am 8. Dezember den Mittelpunkt besonderer Feierlichkeiten zu Ehren der Makellosen. Trifft doch der Festtag in den Hochfrühling des Südens, wie Weihnachten in den Anfang des Sommers.

Unsere Missionsstation Lourdes im Oriqualande besitzt ebenfalls eine stimmungsvolle Lourdesgrotte und zwar gerade an dem Platze, wo vor über 40 Jahren die ersten Mariannhiller Missionare ihre primitiven Notwohnungen aufschlugen. Unweit der 1895 eröffneten würdigen Missions-



Mutter M. Ebba Lirpiz, Generaloberin
der Missionschwestern vom kostbaren Blut
Photo: Mariannahiller Mission

firche U. Eb. Frau von Lourdes liegt das erwählte, reizende Plätzchen inmitten von dichtem Gebüsch und schattenreichen Pinien. Einer unserer Brüder baute mit den Eingeborenen die geräumige Grotte und schuf in mühsamer Arbeit den weiten Vorplatz derselben. Eine lebensgroße Statue der Unbefleckten steht unter dem Natursteingewölbe, von Schlingpflanzen und Blumenflor umgeben. Zu Füßen der Erscheinung kniet außerhalb der Grotte auf dem ansteigenden moosbedeckten Hügel die hl. Bernadette, eine wohlgelungene Steinfigur. Der vorjährige Festtag fiel auf den Samstag und wurde also als doppelter Marienfesttag begangen. Nach dem feierlichen Gottesdienst zog eine endlose Prozession aus dem Gotteshause zur Grotte der hehren Patronin der Mission. Inmitten der Missionare, Missionsbrü-

der, Schwestern und der schwarzen Christengemeinde unserer Amabaca schritt zur allgemeinen Freude auch noch der greise Abt Gerard Wolpert. Vor bald 50 Jahren hatte er als Erster diese Gegend besucht und den Anfang der Station mitbegründet und in den Notbaraken auf dem jetzigen Grottenplatze gewohnt. Nun konnte er als Achzigjähriger abermals das Patroziniumsfest des südafrikanischen Lourdes mitbegehen.

Der 8. Dezember 1934 war für das Mariannahiller Eingeborenen-Priesterseminar Maria, Sitz der Weisheit, bei Mariathal, Tupo, ebenfalls ein besonderer Gnadentag als Abschluß der zum erstenmal gespendeten niederen hl. Weihen an vier unserer künftigen Zulu-Priester. Auf vielen Missionsstationen Südafrikas traten auch neue Mitglieder in unsere marianischen Jugendkongregationen ein. Der Apostolische Vikar von Salisbury nahm eine Schar Postulantinnen in die von ihm gegründete eingeb. Genossenschaft der „Kleinen Kinder Mariä“ auf, die schon eine Reihe von Professschwestern zählt.

Je mehr die hl. Religion unterdrückt und verfolgt wird, desto tröstlicher ist der Zuwachs des Guten in den Missionen. Was ehemals christliche Völkerschaften treulos hinwegwerfen, wird den Geringsten Asiens und Afrikas geschenkt und sie stimmen ein in das feierliche Magnifikat der Magd des Herrn am Tage des Vollerblühens ihrer Herrlichkeit: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter!“ o. o.



Allen lieben Missions-Freunden und
Förderern wünscht

Christkinds reichsten
Gnadensegen zum hohen
Weihnachtsfeste

und ein

glückseliges Neues Jahr

die Mariannhiller Mission, sowie Schriftleitung und Verlag



Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahjer

(Fortsetzung)

Dann stand Ruth in der Kammer. Sie war erschüttert. Da lag im armseligen Bette in zerwühlten Kissen ein junges Menschenkind, dunkelrot und heiß von Fieber und von Scham. Die schwarzen Haare hingen ihr wirr in die Stirn. Die Hände waren an die Augen gepreßt.

„Urschel, da ist das Fräulein!“ rief ihr die Mutter mit rauher Stimme zu. „Mitten aus'm Hochzeiten is's kommen. Nu laß auch das Flennen!“

Ruth gab der Frau einen Wink, sie mit dem Mädchen allein zu lassen. Sie zog einen wackeligen Stuhl herbei, setzte sich und neigte sich zu der Kranken.

„Wollen Sie mir nicht die Hand geben Kind? Ich bin gerne zu Ihnen gekommen.“

Da fuhr das Mädchen auf und sah Ruth ungläubig an.

„Kind, sagen Sie? Und gern wären Sie gekommen? Zu mir —?“

„Aber gewiß. Und ich möchte Ihnen helfen.“

„Helfen — kann mir keiner mehr,“ kam's dunkel aus den Kissen. „Hätten sie

mich nur — im Wasser gelassen, — jest wär's vorbei.“

Sie schlug die Hände wieder vor's Gesicht. Ruth zog ihr die Rechte herunter und hielt sie in der ihren fest.

„Warum denn verzweifeln? Sie sind doch noch so jung. Was nicht mehr gut ist, kann doch wieder gut werden. Ich helfe Ihnen gern. Sehen Sie mich einmal an.“

Auf wiederholtes Bitten wandte das Mädchen ihr den dunklen Blick scheu zu, schlug ihn aber gleich wieder nieder. Ruth war erschüttert von der Summe von Qual und Not und Schuld und Verzweiflung die wie eine Lohe aus diesen Augen flammten. Ruth strich liebevoll über die heiße Hand des Mädchens.

„Armes Kind!“

Da suchte es wieder in dem jungen Gesichte, ein Stoßen ging durch den Körper und ein so verzweifelt Weinen, wie es Ruth in den Jahren ihres Samarterlebens noch nie gehört hatte. Sie ließ sie still gewähren. Sie wußte, solch eine Flut löst manches Erstarrte, spült über aufgewühlte Schollen wie der warme Regen nach Wettereschlägen.

Ja, zertreten, gebrochen, gestrandet suchte hier in Verzweiflung ein Menschenherz, das unglückliche Kind einer unglücklichen Mutter.

Langsam wurde Ursel ruhiger. Nur dann und wann noch ein stoßendes Schluden. Ruth strich ihr die Haare aus dem heißen Gesicht und legte ihre kühle Hand auf die fiebernde Stirn. Dann holte sie Wasser, bot ihr zu trinken und legte ihr einen erquickenden Aufschlag auf die Stirn.

„So, Kind, das hat wohlgetan. Nun erzählen Sie mir einmal von sich. Ich spreche zu keinem Menschen darüber.“

„Das hat der Pfarrer auch gesagt und auch der Vater. — Und ich hab' doch nichts sagen können. Nachher hätten sie mich doch verdammt, wie die andern alle. Und ich hab' mich auch — so entsetzlich geschämt. In die Erde hätte ich sinken mögen vor so einem Priester ... Aber eh ich wieder — ins Wasser geh', wollt' ich — Sie ein einzigmal sehen.“

„Warum denn mich?“

„Weil Sie — so gut sind — und — so rein. O—oh!“

„Wir sind alle nicht rein vor dem lieben Gott. Auch ich nicht. Woher kannten Sie mich?“

„Ich kenne Sie schon lange. Als ich noch auf der Alm war — o auf der Herrgottsalm —, da sah ich Sie einmal dem Edelweiß nachklettern. Da hatten Sie schon so gute Augen. Da, — da war ich auch — noch gut.“

Ein wehendes Schluchzen stieß ihr wieder aus der Brust.

„Auf der Alm waren Sie?“

„Immer, als kleines Mädchen schon.“

In den dunklen Augen brannte ein heißes Heimweh auf. „Wäre ich da oben geblieben, ich wäre nicht, was ich bin!“

„Waren Sie Sennerin?“

„Ja, ja, Sennerin. O meine Alm!“

Ursel weinte wild, sie wollte auf. Ruth hielt sie sanft zurück und nahm wieder ihre Hand.

„Kind, nun erzählen Sie mir einmal ganz ruhig, wie alles gekommen ist. Es soll schon alles wieder gut werden.“

Ruth erkannte für gewiß, hier mochten tragische Verhältnisse, düsteres Geschick und Gewalt, vielleicht auch fremdes Mittun ein Schuldkleid für ein Menschenkind gewoben haben, das vom ewigen, wissenden, begreifenden Allerbarmer schon zerrissen war, als die Menschen erst anfangen zu richten. Sie erinnerte sich einer alten Geschichte, die sie vor Jahren über die Leute vom Feldkreuz gehört hatte. Dunkel von Schuld war diese Geschichte, aber die alte Frau, die sie jetzt draußen in der armseligen Küche murmeln hörte, sie war nicht Schuldige, sie war das Opfer.

Obgleich ihr Erinnern an jene Begebnisse nur unklar war, wurde ihr Erbarmen mit den armen Verfeimten tiefer.

Ursel war ruhiger geworden. Stockend begann sie zu flüstern:

„Meine Mutter war nicht immer, wie sie jetzt ist. Als ich ein Kind war und Großvater noch bei uns war, da war's schön. Aber als ich zur Schule mußte, da — da wollte kein Kind mit mir zu tun haben, keines bei mir sitzen, keines mich an der Hand fassen. Einmal, als die andern so schön spielten und ich ganz allein an der Mauer stand, da wurde mir ganz wild hier drinnen. Ich haßte sie alle — und hätte alle totmachen mögen. Im vorigen Tage war nämlich die kleine Liesel vom Brunnhofs gestorben. Die hatte wohl mal „liebe Ursel“ zu mir gesagt und mich mit in den Spielkreis genommen. Die war nun tot. Da durfte ich nicht mehr mitspielen, weil die Liesel vom Lorenzenhof es nicht wollte. All die andern waren bange vor ihr. Das hat dann die Mutter von der toten Liesel von ihrem Stubenfenster aus alles gesehen, wie sie zu mir waren, und da hat sie mich nach der Schulstunde geholt und mich an Liesels Platz gesetzt. Dann ist sie zum Lehrer gegangen und ist lange bei ihm geblieben. Im andern Tage durfte ich mitspielen. Aber nachher kam die Liesel hinter mir her und sah mich böse an und ... Ich mag's nit sagen.“

Das Mädchen legte wieder die Hand über die Augen, und in ihre Stirn stieg dunkle Röte. Ruth drängte sie nicht. Geduldig wartete sie.

Ursel atmete ein paarmal schwer und stieß heraus: „Soll ich meine Mutter anklagen? Und andere? Aber es weiß ja doch alle Welt. — „Du, deine Mutter ist eine Schlichte,“ sagte die Liesel, sagte es so böse. „Ich hab' gehört, daß unser Lonerl zum Schäferjost gesagt hat, es wär' eine Schand mit euch. Solchen Dingen wie dir sollten sie den Hals umdrehen, die gehörten nicht zu ehrlichen Menschen. So, nun wirft' die Nase voll haben.“

„Armes Menschenkind,“ sagte Ruth leise und drückte die zuckende Hand in der ihren. „Schon die Kindheit vergiftet.“

„Ich bekam's gut bei der Brunnhoferin, aber das Schreckliche hab' ich nimmer vergessen können,“ fuhr Ursel fort. „Dann kam ich auf die Alm. O, jetzt, wo ich die Hölle in mir hab', jetzt weiß ich, damals bin ich dem Himmel nahe gewesen und dem lieben Gott. Ich hab' das Edelweiß liebgehabt, mein Leben hab' ich gewagt um ein Sträußchen. Hab' mir immer gedacht, so wie Edelweiß will ich auch immer da oben bleiben, weit, weit von den Menschen. Die Luft war so frisch und die Alpenbrünnlein so klar. Aber

manchmal, wenn ich den Bergbach rauschen hörte und ihn zur Tiefe stürzen sah, fühlte ich auch so was Fremdes, Wildes in mir. Dann hätte ich ihm nach mögen. Dann war ein Fiebern in mir, und ich hab' geschrien und gejauchzt und gejodelt, bin mit den Geißen um die Wette über die Felsen geklettert, je gefährlicher, desto lieber. Und hab' getanzt und unweisen Spuf getrieben um die Hütten, bis ich mir selbst unheimlich war. Und Thomerl, der alte Senner, geknurr hat, ich hätt' so gut den Teufel im Leib wie meine Alte. Dann hab' ich mich ins Almgras gelegt und hab' geweint, ganze Stunden ..."

"Und dann?"

"Dann hab' ich's nicht mehr ertragen. Ich hab' runter müssen von der Alm. Bin eine Nacht in dieser Hütte geblieben und dann in die große Stadt gegangen. Und dann ..."

Das Mädchen kehrte das Gesicht zur Wand und schwieg eine Weile. Schließlich aber fuhr es leise fort: „Raus muß es ja doch. Ich ersicke sonst dran. Dann — bin ich schlecht geworden. „Tanzursel“ nannten sie mich bald. Aber wär' schlimmer nichts gewesen! Denken Sie an den Wildbach, der zur Tiefe muß, ob er will oder nicht. Ich hab' auch müssen, hab' in den Grund müssen. Und hätt' doch — hätt' doch — so gerne gut sein mögen.“

Das letzte schrie sie fast, aus einer Qual heraus, die sie erwürgen wollte. Ruth legte ergriffen den Arm um den Hals des Mädchens. „Still, Ursel, es ist ja gar nicht mehr arg. Bist doch nicht schlimmer wie Magdalena, die nachher doch wieder so gut wurde.“

Das Mitleid hatte ihr das „Du“ auf die Lippen gedrängt. Sie sah in diesem verzweifelnden Menschenkinde nur mehr die zerrissene, von einer dunkeln Gewalt in einen Abgrund getriebene Menschenseele. Mit heiligem Schauer erfüllte sie die Erkenntnis, daß auch in Schmutz und Schlamm doch das Heimweh nach Gott, der Schrei nach Reinheit immer wieder in der Seele durchbricht.

„Kind, warum hattest du nicht einmal Vertrauen zu einem Priester?"

Er ist doch ein Mensch wie auch wir. Hat denn der Heiland die Sünder verdammt? Ein Priester hätte das Erbarmen mit deiner Not gehabt und dir geholfen. Du hast nicht gut getan, daß du so starke Hilfe nicht suchtest.“

„Die Frau, zu der ich in Dienst kam, war doch auch so fromm — und wies mich doch so hart auf die Straße, als ihr — das Schlimme bekannt wurde. Ach, Sie wissen ja noch gar nicht, wie schlecht ich war.“

Sie neigte sich Ruth zu und sprach eine

Weile flüsternd, wirr durcheinander. Immer wieder ließ die Scham sie stoden, aber immer wieder erzwang das gepreßte Herz sich Luft.

Ruth schaute in Abgründe. Wie tief doch die arme Menschennatur sich in das Labyrinth der Schuld verirren kann, wenn einmal das Kleid der Gottzugehörigkeit abstreift ist und der Feind die Seele als vogelfrei in seinen Jagdgründen findet. Fesseln, die der Teufel schmiedet, sind fest. Aber hier hatte ein erbarmender Gott den Hebel angelegt zur Erlösung, in dem Augenblicke, da der Feind zum letzten Griff ansetzte. Das erkannte Ruth in ernster Freude.

„Warst du denn ganz allein in der großen Stadt?“ fragte sie weiter.

„Ganz, ganz allein. Hätte ich nur ein einzimal ein kleines Plätzchen gehabt in einer warmen Familienstube, unter einer Lampe, unter der ein Vater und eine Mutter sitzen, o, ich hätte nichts nach Kino und Tanz gefragt. Ich habe einmal durch ein Fenster in solch eine Stube hineingeschaut. Ich hätte aufschreien mögen. Da tat hier drinnen alles so weh. Da hab' ich sterben wollen. O Fräulein, wo ist es wohl so entsetzlich einsam wie in einer großen Stadt!“

Ruth seufzte. „Und zuletzt?“

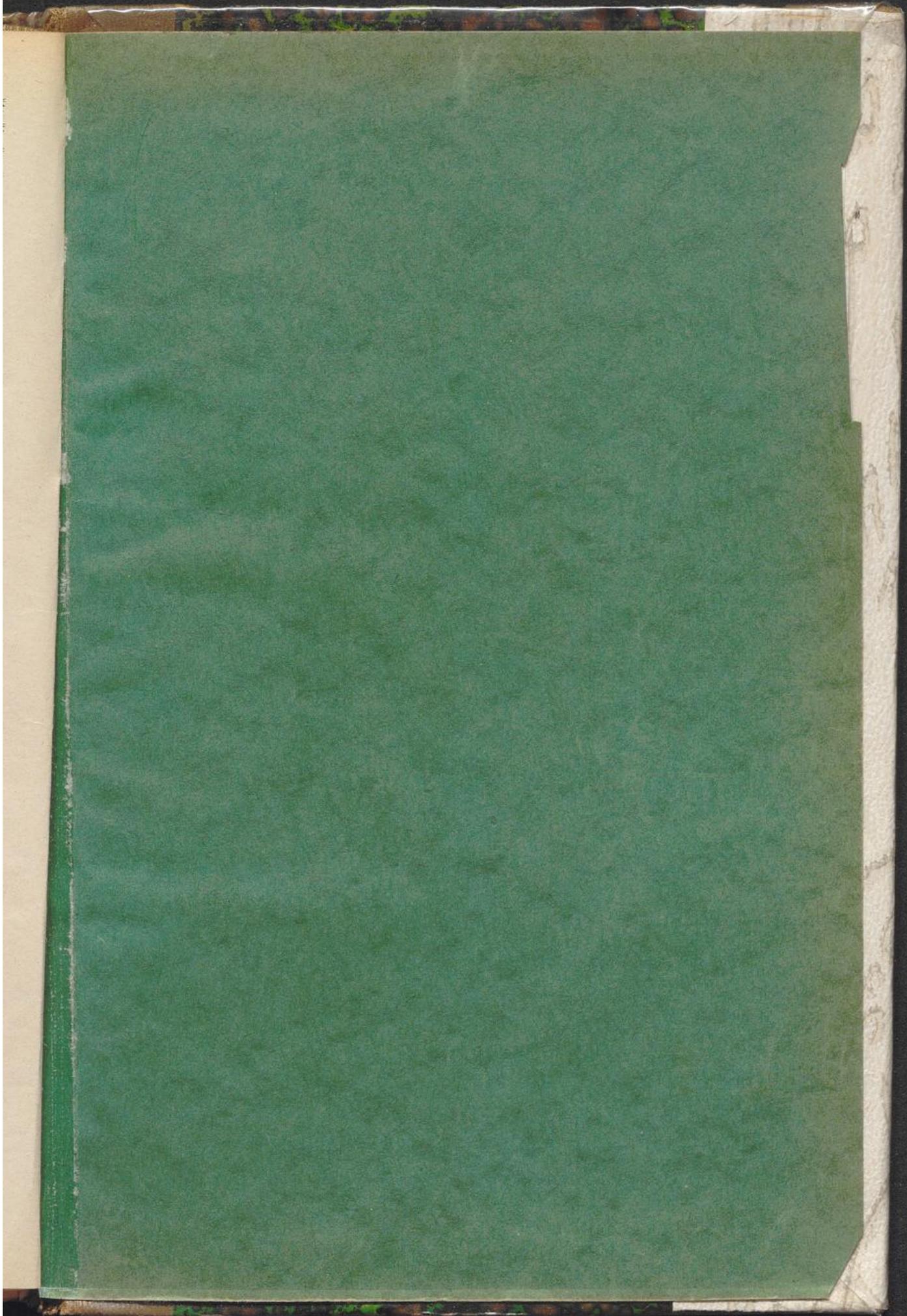
„Vor einem Vierteljahre war's. Da sah ich in einem Schaufenster ein Bild ausgestellt „Abendleuchten auf der Alm.“ Da habe ich geweint vor Sehnsucht nach einem Edelweiß und nach den klaren Alpenbrünnlein. Aber ich hätte Edelweiß ja nicht anrühren dürfen, hätte ich auch Tag und Nacht wandern mögen. Das dürfen nur reine Hände. Ihre. Da habe ich in einem Kirchenportal die Nacht zugebracht. Den Stein hab' ich naßgeweint. Am andern Morgen kamen die Schwestern durch das Portal. Das wußte ich. Da habe ich mich an den Pfeiler gestellt und hab gewartet. Ich wollt' mal wieder guten Menschen in die Augen sehen. Dann ist mir schlecht geworden. Und eine von den guten Schwestern hat mich im Arm gehalten. Und hat mich nachher in ihr Kloster genommen. Dann hat sie mir eine Stelle bei einer frommen Dame verschafft. Da waren Kinder dort. O, als ich bei Kindern hab' sein dürfen, Kinder lachen hörte, da — da habe ich es mir geschworen, jetzt wollte ich gut werden. Ich weiß nicht, woher mir der Mut kam. Aber nie hatte ich so ernst gewollt. Ich freute mich, daß ich den Kindern und der frommen Dame dienen durfte. Ich war so ruhig geworden, und das Wilde, Unheimliche fühlte ich nicht mehr so schlimm.“

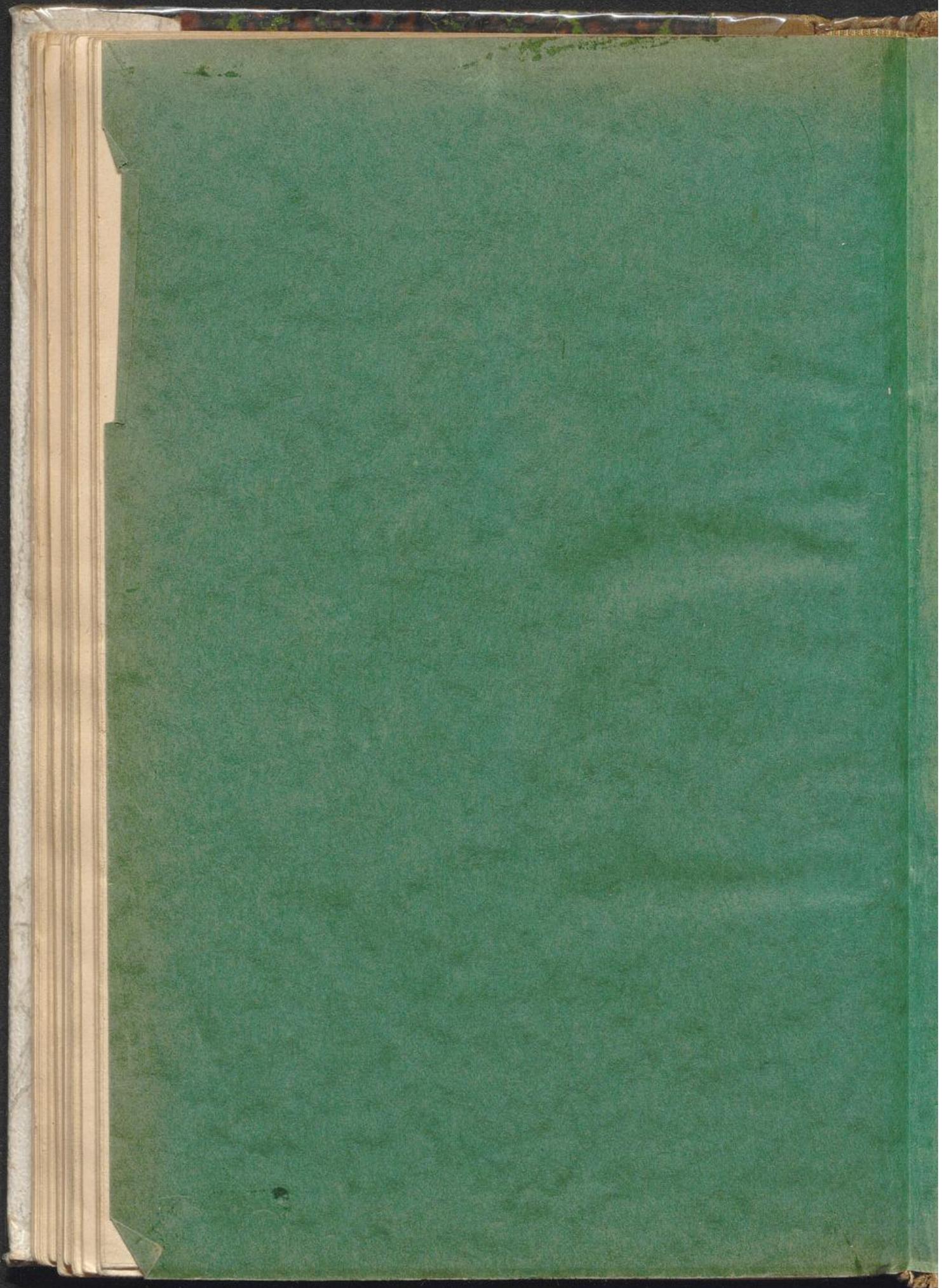
(Fortsetzung folgt.)

Zum Jahresluß!

Brachtet ihr dem alten Jahr,
Was ihr bringen solltet, dar?
Ernstes Wollen, reine Glut,
Gottergebnen Sinn und Mut?
Herzen ohne Falsch und Neid,
Menschen dieser wirren Zeit?
Nächstenliebe, Nächstenhuld? —
Trugt in Demut eigne Schuld? —
Seiner Sünde Leid und Lohn
Sät sich selbst der Erdensohn.
Seht, dort steigt aus gold'nem Flor
Licht ein neues Jahr empor! —
Wollt sein Erdenwerk ihr krönen,
Bringt ihm treustes Wollen dar:
Und an Menschenwürd'gem, Schönem,
Blüht der Welt ein Freudenjahr.

Julius Lohmeyer.









3

Mariannhofer Vergleichenicht

1935